

Welche Kirche brauchen Familien? Vier Antwortfacetten in praktisch-theologischer Perspektive

„An den Kindern sieht man, wie die Zeit vergeht.“ So sagt es der Volksmund und bringt damit zum Ausdruck, dass unser Leben Entwicklungen unterliegt, die im alltäglichen Vollzug oft nur ansatzweise oder zumindest nicht ausreichend vor Augen treten. Erst der Blick auf die Kinder macht offenbar, was auch für einen selbst gilt, und führt letztlich zu einer neuen Sichtweise seiner selbst.

„Welche Kirche braucht die Familie?“ So soll im Folgenden gefragt werden. In gewisser Weise wird damit genau die eben skizzierte Blickrichtung angestoßen. Denn in der Wahrnehmung von Familie lassen sich Entwicklungen erkennen, die grundlegend sind für das Verständnis und die Gestaltung kirchlichen Handelns. Insofern ist die hier gestellte Frage zum großen Teil eine, die das Selbstverständnis von Kirche thematisiert. Familie wird also schwerpunktmäßig deshalb in den Blick genommen, um Erkenntnisse hinsichtlich des Kircheseins gewinnen zu können. Damit stehen praktisch-theologische Perspektiven im Zentrum der Überlegungen. Sie sollen im Folgenden in vier Antwortfacetten zur Sprache kommen.

Allerdings stellt sich gleich zu Beginn eine fundamentale Herausforderung. Denn gerade in der Verbindung von Kirche und Familie war lange Zeit nur eine Familiennorm vorherrschend, was eine unvoreingenommene Wahrnehmung von Wandlungen zumindest erschwerte. Deshalb ist als erste Antwort auf die hier gestellte Frage festzuhalten:

1. Familien brauchen eine Kirche, die bereit ist, die familiäre Vielfalt wahrzunehmen, zu respektieren und in ihren Potenzialen zu würdigen

Die Familie gibt es eigentlich nicht. Es gibt nur Familien, die sich voneinander unterscheiden. Wichtige Parameter ergeben sich hier aus der Struktur. So verweist Rosemarie Nave-Herz mit Blick auf die unterschiedlichen Rollenzusammensetzungen und Familienbildungsprozesse auf derzeit 18 verschiedene rechtlich mögliche Familientypen in Deutschland.¹

¹ Vgl. Rosemarie Nave-Herz, Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung, Darmstadt 52012, 16.

Familienbildung durch	Eltern-Familien			Ein-Eltern-Familien	
	Formale Eheschließung	Nichteheliche Lebensgemeinschaft	Homosexuelle Paare	Mutter-Familien	Vater-Familien
Geburt	x	x	(x) ¹	x	
Adoption	x		(x) ²	x	x
Scheidung/Trennung		x	x	x	x
Verwitwung		x	x	x	x
Wiederheirat	x				
Pflegschaftsverhältnis	x				

x¹ nur durch medizinische Reproduktion im Ausland möglich

x² gilt nur in Bezug auf die Kinder des Partners

Von Bedeutung sind weiterhin die Familienphasen, die je nach Alter der Kinder mit unterschiedlichen Aufgaben verbunden sind. Dazu kommen Prägungen durch den Kontext, in dem Familien leben. Sie sind oft in Relation zu sehen mit so grundlegenden Faktoren wie Bildung und ökonomischem Status.

Zu bedenken ist zudem, dass sich das Verhältnis von Ehe und Familie gewandelt hat. So hat der Anteil nichtehelich geborener Kinder seit Mitte der 1960er Jahre in Ost wie West stetig zugenommen. „36% der Erstgeborenen im früheren Bundesgebiet und 74% der Erstgeborenen in den neuen Ländern hatten 2010 nicht verheiratete Eltern“². Zwar entschließt sich ein nicht kleiner Teil der Eltern nachträglich zu einer Heirat (und insgesamt gilt, dass die Mehrheit aller minderjährigen Kinder bei verheirateten und überwiegend auch leiblichen Eltern aufwächst), aber in der Summe bleibt doch festzuhalten, dass die früher übliche Rede von der Normalfamilie zunehmend schwieriger wird und so nicht mehr haltbar ist. Das gilt für Ostdeutschland stärker als für Westdeutschland, unterscheidet sich aber von der Tendenz her nicht fundamental.

Familie wahrzunehmen, heißt also mindestens Ehepaarfamilien, nichteheliche Lebensgemeinschaften mit Kindern und Alleinerziehende in den Blick zu nehmen, um nur die größten Kategorien zu nennen. Dazu kommt eine kleine, aber zunehmende Zahl von Familien mit gleichgeschlechtlichen Partnerinnen und Partnern. Sie alle eint, dass hier Generationen und Geschlechter in persönlichen und fürsorgenden Beziehungen miteinander verbunden sind, wobei gegenwärtig der Emotionalität ein hoher Stellenwert zukommt. Allerdings beschränkt sich Familie nicht darauf, wie beispielsweise die in der Familie erbrachten Betreuungs- und Pflegeleistungen zeigen.

Ein wesentliches Merkmal von Familie, auch in Unterscheidung zu anderen Gruppen, ist also ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis der Mitglieder untereinander. Es äußert sich in einer spezifischen Rollenstruktur, die so nur in Familien anzutreffen und mit dem Gedanken der Beständigkeit verbunden ist. Eine Partnerschaft ist auflösbar, das Eltern-Kind-Verhältnis letztlich nicht. Es kann seine Form verändern, es kann im schlimmsten Fall ignoriert werden, aber auflösen lässt es sich nicht.

Es ist wohl vor allem diese besondere Form der Beziehung, die sich mit Familie verbindet und ihr zu solch großer Bedeutung für Menschen aller Altersgruppen verhilft. Hier liegt trotz aller Veränderungen im familialen Bereich ein Kontinuum, das wahrzunehmen und zu würdigen ist. Familie hat für heutige Menschen einen hohen Stellenwert. Diese Wertschätzung bezieht sich nicht auf ein Ideal, sondern auf die vorfindliche Familie, und zwar in all ihren unterschiedlichen Ausprägungen.

Theologisch ist das von großem Interesse, lässt sich doch damit eine Verbindung zur biblisch-theologischen Tradition aufbauen.³ Auch dort spielt die familiale Einbettung des Einzelnen eine große Rolle, auch wenn Familie anders verstanden wurde, wie der Begriff „Haus“ zeigt. Interessant ist dabei nun, dass hier nicht nur von einer bestimmten Form die Rede ist. Schon deshalb sollte man sich hüten, eine bestimmte Konstellation einer dem „Willen Gottes“ gleichzusetzenden Form für theologisch

² Rüdiger Peuckert, Familienformen im sozialen Wandel, Wiesbaden 2012, 19.

³ Vgl. Michael Domsgen, Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie, Leipzig 2006.

geboten zu erklären. Im Neuen Testament wird das dahingehend noch einmal unterstrichen, als neben die familienstützenden Aussagen solche treten, die dazu aufrufen, das Zusammenleben in der Hausgemeinschaft angesichts des nahenden Gottesreiches aufzugeben.

Familientheoretisch interessant ist, dass im Alten Testament die Beziehung Gottes zu seinem Volk vornehmlich in Metaphern formuliert wird, die aus dem familialen Bereich stammen. Menschliche Erfahrungen von Liebe und Treue dienen als Verstehenshorizont für die Gottesbeziehung – nicht umgekehrt. Auch Jesus spricht von Gott als „Vater“. Das familiale Zusammenleben wird also seiner Funktion nach in den Blick genommen. Die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern besitzen eine hohe theologische Relevanz, insofern sie als Beschreibungsmuster der Gottesbeziehung dienen. Die Beziehung zwischen Gott und Mensch kann durch den Rückgriff auf Kategorien aus dem familialen Bereich nachvollziehbar und anschaulich werden.

Der Zusammenhang zwischen der Beschreibung des „himmlischen Vaters“ und den Erfahrungen mit den „irdischen Vätern und Müttern“ lässt sich auch religionspsychologisch aufzeigen. Die Prägung des familialen Zusammenlebens hat einen entscheidenden Einfluss auf das Verständnis Gottes und die Profilierung des eigenen Glaubens. Dabei geht es nicht nur um explizit religiöse Prägungen, sondern auch um die Entwicklung eines positiven Selbstwertgefühls.⁴ Die Selbstwertung des Menschen hat also unmittelbare Auswirkungen auf die Gestaltung der Gottesbeziehung.

Beides ist nicht voneinander zu trennen, sondern muss aufeinander bezogen werden. Dass Menschen in gelingenden Beziehungen aufwachsen ist kein Nebenthema, sondern gehört zum kirchlichen Kerngeschäft. Das Evangelium ist nicht in einem Sonderbereich zu kommunizieren, sondern in den alltäglichen Kommunikationen. Schon deshalb sollte der Familie besondere Aufmerksamkeit zuteilwerden. Daraus ergibt sich ein weiterer Aspekt, der in der Suche nach Antworten auf die hier gestellte Frage zu berücksichtigen ist.

2. Familien brauchen eine Kirche, die sie im *Doing Family* unterstützen und dort die Bedeutung der Kommunikation des Evangeliums deutlich machen

Dass Familie heute Kirche nicht per se braucht, ist eine Erkenntnis, die die Kirchen in den letzten Jahrzehnten auf schmerzliche Weise hat gewinnen müssen. Es gibt heute keine Notwendigkeit mehr, kirchliche Angebote wahrzunehmen und sich in der eigenen Lebensgestaltung auf deren Begleitung einzulassen. Zum großen Teil liegt das daran, dass staatlicherseits diesbezüglich keine Vorgaben mehr gemacht werden und Traditionen, die hier strukturierend wirken, an Bedeutung verloren haben. Das ist regional unterschiedlich stark ausgeprägt, betrifft aber letztlich Deutschland insgesamt.

Dabei haben sich die Machtverhältnisse in den letzten Jahrzehnten geradezu umgekehrt. Waren früher die Kirchen tonangebend, indem sie Normen aufstellten, denen Familien zu folgen hatten, so sind nun de facto die Familien diejenigen, die

⁴ Bernhard Grom, Religionspsychologie, München 32007, 170.

darüber entscheiden, was sie von dem aufnehmen und beherzigen wollen, was die Kirchen anbieten und verkünden.

Die Gründe dafür sind vielfältig. Neben gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen, die mit den Schlagworten der Individualisierung, Pluralisierung und Deinstitutionalisierung beschrieben werden können, ist zu bedenken, dass Familien relativ autonom agieren. Sie werden zwar maßgeblich von den sie umgebenden Umwelten geprägt, entscheiden aber selbst darüber, welche Impulse sie davon aufnehmen und welche nicht. Entscheidend dafür ist neben alltagspragmatischen Gründen die familiäre Binnenlogik.

Familien existieren nicht einfach, sondern leben „als permanente Herstellungsleistung der beteiligten privaten und öffentlichen Akteure“⁵. *Doing Family* heißt das dafür geprägte Schlagwort. Familie als System ist „selbst Akteur“ mit eigenen Ressourcen, Handlungs- und Innovationspotenzialen an den Schnittstellen zwischen Privatheit und verschiedenen Öffentlichkeiten, d.h. dem Institutionsgeflecht zwischen **Betreuungs- und Bildungs-** und wohlfahrtsstaatlichen Institutionen, Erwerbsarbeit, den Institutionen der Kinder-, Jugend- und Familienhilfe sowie sozialem Nahbereich und Nachbarschaft“⁶.

Ein wesentliches Kriterium im *Doing Family* hinsichtlich außerfamiliärer Angebote ist der Unterstützungsfaktor. Die Wahrscheinlichkeit zur Aufnahme außerfamiliärer Impulse steigt, wenn sie als unterstützend oder entlastend wahrgenommen werden. Das gilt vor allem für die Herstellung individueller und gemeinsamer Zeit, wobei sich hier die Bedürfnislagen von Familien fundamental unterscheiden können.

Soll die Kirche für Familien zu einem relevanten Umfeld werden, dem zunächst einmal Beachtung geschenkt wird und dessen Angebote wahrgenommen und vielleicht sogar genutzt werden, muss sie sich als bedeutsam erweisen für das *Doing Family*.

Theologisch braucht eine solche Perspektive nicht zu erschrecken. Es geht hier nicht um ein sich Anbiedern oder eine Funktionalisierung des Glaubens. Vielmehr eröffnet sich eine Perspektive, die bereits in der Kommunikationspraxis Jesu zu beobachten ist. Christian Grethlein verweist darauf, dass Jesus drei verschiedene Kommunikationsmodi verwendete, um seinen Mitmenschen den Anbruch der Gottesherrschaft zu plausibilisieren. Er sprach mit den Menschen und veränderte so deren Einstellungen und Verhalten. Insofern handelt es sich hier um Lehr- und Lernprozesse. Zum zweiten aß und trank er mit den Menschen und wandte sich hier besonders auch denjenigen zu, die am Rand der Gesellschaft standen. Im gemeinschaftlichen Feiern wurde so die Nähe der Gottesherrschaft Ereignis. Schließlich heilte er Menschen und befreite sie so von ihren Verstrickungen in Krankheit und Ausgrenzung. Lehren und Lernen, gemeinschaftliches Feiern sowie Helfen zum Leben⁷ sind die drei grundlegenden Kommunikationsmodi.

Interessant dabei ist, dass dies keine spezifisch christlichen Tätigkeiten sind. Menschen lernen, feiern und helfen auch sonst. Besonders am Wirken Jesu ist, dass

⁵ Katrin Jurczyk, Familienzeit – knappe Zeit? Rhetorik und Realitäten, in: Martina Heitkötter, Karin Jurczyk, Andreas Lange, Uta Meier-Gräwe (Hg.), *Zeit für Beziehungen? Zeit und Zeitpolitik für Familien*, Opladen, Farmington Hills, MI 2009, 37-66, 49.

⁶ Ebd.

⁷ Vgl. Christian Grethlein, *Praktische Theologie*, Berlin, Boston 2012, 163-167.

er in dem, was Menschen auch sonst tun, die Erfahrung der Nähe der Gottesherrschaft eröffnete. Im Verbund der Kommunikationsformen von Lernen, Feiern und Helfen kann nun etwas vom wirkenden Handeln Gottes deutlich werden. Die Kommunikation des Evangeliums passiert nicht losgelöst von sonstigen Kommunikationsprozessen, sondern ist in sie eingebettet. Für eine kirchliche Familienarbeit hat eine solche Grundlegung unmittelbare Folgen. Sie verdeutlicht, dass es beim *Doing Family* praktisch keinen Bereich gibt, der nicht im Blick sein müsste. Hinsichtlich der Handlungsorientierung ergibt sich hier eine Unterscheidung, über die im Folgenden nachgedacht werden soll.

3. Familien brauchen eine Kirche, die ihre Familienarbeit bewusst im Spektrum von Gemeinwesen- und Gemeindeorientierung verankert und dies nicht einseitig auflöst, sondern vom Grundsatz her aufeinander bezieht

Damit Familie und Kirche zusammenkommen, bedarf es einer Klarheit hinsichtlich der vorzunehmenden Profilierung familienbezogener Arbeit. Dabei ist im Blick zu behalten, dass Familie und Kirche als soziale Systeme nicht per se aufeinander bezogen sind, sondern ihr Passungsverhältnis immer wieder neu zu erarbeiten und zu gestalten ist.

Wenn Familie und Kirche zusammenkommen sollen, dann kann das zum einen stärker mit Blick auf die Familien und ihre allgemeinen Bedürfnisse erfolgen. Begründet wäre das im öffentlichen Auftrag der Kirche für das Gemeinwesen und der damit gegebenen Verantwortung für gelingendes Aufwachsen aller Menschen. Stichwortartig ließe sich das mit den Leitbegriffen der Persönlichkeitsentwicklung und Gemeinwesenorientierung bezeichnen.

Zum anderen kann der Blick aber auch stärker auf den Gemeinden mit ihren speziellen Anliegen der Weitergabe des christlichen Glaubens im Generationenzusammenhang und der Entwicklung der christlichen Gemeinde liegen. Begrifflich wäre das unter dem Stichwort der Gemeindeorientierung zu fassen.⁸

Beide Schwerpunktsetzungen lassen sich theologisch und pädagogisch gut begründen. Sie hängen miteinander zusammen, können nicht voneinander getrennt werden und bedingen sich wechselseitig. Gemeinwesenorientierte Familienarbeit wird Angebote unterbreiten, die vorrangig der Logik der Familien folgen. Beispielhaft zu nennen wären hier Unterstützungsangebote bei Bildungs-, Erziehungs- und Betreuungsaufgaben oder auch Angebote zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Der Zielpunkt läge vorrangig darin, die erzieherische Kompetenz zu stärken und das familiäre Miteinander positiv zu gestalten und zu beeinflussen. Im Zentrum stünde hier das Wechselspiel von Gemeinschaftlichkeit und Individualität, das immer wieder neu auszutarieren ist wie auch die Prägung des Umfeldes, in dem Familie agiert.

Gemeindeorientierte Familienarbeit würde stärker in der Logik der Gemeinde stehen und auf sie bezogen sein. Im Blickpunkt wäre hier stärker, die religiöse Kompetenz zu fördern und den christlichen Glauben als familienstützendes Element deutlich

⁸ Michael Domsgen, Matthias Spenn (Hg.), Kirche und Familie. Perspektiven für die Evangelische Kirche in Mitteldeutschland, Leipzig 2012, 45f.

werden zu lassen. Beispielhaft zu nennen wären hier familienbezogene Gottesdienstformen, Kasualien oder Familienfreizeiten.

Beide Perspektiven haben ihr Recht und dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Sie können durchaus zusammenfallen, müssen es aber nicht. Entscheidend jedoch ist, dass die sich daraus ergebene Spannung nicht einseitig aufgelöst wird. Die skizzierten Pole der Gemeinwesen- und Gemeindeorientierung gehören letztlich zusammen. Ganz praktisch heißt das, dass Kirche Angebote bereitzuhalten hat, die Familien sowohl im *Doing Family* wie auch im *Doing Religion* unterstützen und beides auch konstitutiv aufeinander beziehen können. So wie Familie nicht einfach existiert, sondern hergestellt werden muss, so ist auch die Gestalt religiöser Praxis nicht einfach da, sondern muss entsprechend der gegebenen Voraussetzungen entwickelt werden.

Familie gilt heute vor allem als emotionaler Binnenraum. Das ist Fluch und Segen zugleich. Familien brauchen deshalb einerseits Hilfen zur Bewältigung dieser Aufgabe und andererseits auch Angebote, die diese Emotionalisierung versachlichen, indem der Blick auf größere Zusammenhänge gelenkt wird. Dadurch könnte das gerade in vielen Gemeinden vorherrschende Bild der „heilen Familie“ in ein realistisches Licht gerückt werden.

Zugleich erhielten Familien damit Impulse dafür, die eigenen Potenziale, aber auch die eigenen Begrenzungen wahrzunehmen und zu gestalten. *Doing Family* und *Doing Religion* sind aufeinander zu beziehen und können sich gegenseitig befruchten. Das allerdings ist nur dann der Fall, wenn Kirche bereit ist, die religiösen Impulse auf die einzelnen Familien zuzuschneiden. Die Pluralität der familialen Lebensformen und individuellen Lebensläufe führt letztlich zwangsläufig zu einer stärkeren Vielfalt religiöser Ausdrucksformen und Gestaltungen.

Die Kirchen haben dies momentan noch nicht ausreichend im Blick, weil die sich dort versammelte Klientel nur einen kleinen Teil des Milieu-Gesamtspektrums abbildet. Die dort dominierende Form religiöser Praxis ist in eine kulturelle Form gekleidet, die für diejenigen, die nicht die entsprechenden habituellen Voraussetzungen mitbringen, kaum anschlussfähig ist. Die Kommunikation des Evangeliums in den Kirchen hat ein spezifisches Profil. Es ist vor allem für diejenigen anschlussfähig, denen Kontinuität wichtig ist und die bereit sind, sich in vorgegebene Formen einzufügen. So ist es auch kein Zufall, dass Menschen, die in traditionell ausgerichteten Familienformen leben, in den Kirchen überrepräsentiert sind. Auf sie ist kirchliche Arbeit vor Ort in der Regel schwerpunktmäßig ausgerichtet. Dies führt dazu, dass eine sozialdiakonisch ausgerichtete Familienarbeit kaum in den Gemeinden vor Ort verankert und oft nur schwer plausibilisierbar ist. Kirche ist dann schnell der Meinung, nichts davon zu haben. Daraus ergibt sich eine weitere, sehr grundlegende Antwortfacette.

4. Familien brauchen eine Kirche, die weiß, warum sie Familien braucht: nicht zur Bestandssicherung, sondern um verstehen zu können, wie Menschen heute ihr Leben leben und um dort das Evangelium kommunizieren zu können

Wer der evangelischen Kirche angehört, steht zumeist in einer familiären Traditionslinie. Das gilt auch dann, wenn diese Tradition eher nebensächlich und Kirchlichkeit nicht zentral ist. Dabei scheint ein Abweichen vom traditionellen Familienbild Kirchlichkeit zu erschweren. Verheiratete Eltern mit mehreren Kindern messen kirchlichen Angeboten mehr Bedeutung zu als Alleinerziehende oder

nichteheliche Lebensgemeinschaften mit einem Kind. In gewisser Weise fallen Familien jenseits des (zumindest für Westdeutschland weitgehend noch anzutreffenden) Normalmodells aus dem primären Fokus kirchlicher Angebote heraus.

Vergleichbares gilt auch für Familien, die weniger bildungsaffin sind und sozioökonomisch am Rand stehen. Einerseits liegt das daran, dass die unterschiedlichen Familienkonstellationen nicht gleichermaßen vom Nutzen solcher Angebote profitieren. Andererseits vermögen sie wohl die dafür erforderlichen Voraussetzungen schwerer aufzubringen.

Vor dem Hintergrund steigender Austritts- und sinkender Mitgliedszahlen haben viele Kirchen erkannt, dass sie sich verstärkt den Familien zuwenden müssen. Das ist an sich durchaus erfreulich, steht allerdings nicht selten in der Gefahr, Familien zu funktionalisieren. Man wendet sich ihnen zu, um sie für die Gemeinde zu gewinnen. Das kann erfolgreich sein, wenn die familiäre Binnenlogik in der gemeindlichen Logik aufgeht. Das kann aber auch hoch problematisch sein, wenn Familien bewusst wird, dass es hier nicht primär um sie und ihre Belange geht, sondern gemeindliche Interessen im Zentrum stehen.

Kirchlichkeit trägt in Deutschland institutionelle Züge und ist deshalb mit Elementen des „Vorgegebenen“ und „Dauerhaften“⁹ verwoben. Damit wird primär eine Form der Religiosität beschrieben, die auf Langfristigkeit angelegt ist und damit generationenübergreifend verstanden werden kann. Das macht sie in besonderer Weise anschlussfähig für bestimmte Familienkonstellationen und trägt in sich zugleich ein kontrastierendes Moment anderen Konstellationen gegenüber, die sich weniger im Gestern und Morgen als vielmehr im Hier und Jetzt verorten und bei denen Kontinuitäten eine geringere Rolle spielen.

Erhellend ist hier ein Blick auf die Auswirkungen von Armut und Benachteiligung. Katherine Bird und Wolfgang Hübner nennen sechs Kategorien der Armutserfahrung¹⁰, die einerseits zeigen, wie disparat das Feld ist und andererseits deutlich machen, dass alle von Armut betroffenen oder bedrohten Familien in eine Lebenslage der gestörten Selbstwirksamkeit geraten können. Sie kann dazu führen, dass Eltern nicht mehr daran glauben, dass ihr Handeln etwas bewirken könnte. Das führt zu starken Beeinträchtigungen im Erziehungshandeln, bis dahin, dass Erziehung teilweise gar nicht mehr stattfindet.

Diese Familien stehen oft nicht im Fokus kirchengemeindlicher Arbeit und könnten dort auch kaum von den Angeboten profitieren. Es gibt in der Regel kaum ein Programm, das auf sie ausgerichtet ist. Einen Kontakt mit ihnen kann nur herstellen, wer einen langen Atem hat und bereit ist, sich ihnen persönlich zuzuwenden. Dazu muss eine „wertschätzende lokale Vernetzung“ kommen, „wo jeder die Aufgaben, Stärken und Grenzen der anderen kennt und respektiert“¹¹.

⁹ Holger Ludwig, Von der Institution zur Organisation. Eine grundbegriffliche Untersuchung zur Beschreibung der Sozialgestalt der Kirche in der neueren evangelischen Ekklesiologie, Leipzig 2010, 13.

¹⁰ Katherine Bird, Wolfgang Hübner, Handbuch der Eltern- und Familienbildung mit Familien in benachteiligten Lebenslagen, Opladen, Berlin, Toronto 2013, 54. Sie nennen: 1. Gestörte Selbstwirksamkeit; 2. Genussvolles Konsumieren; 3. In den Tag hinein leben; 4. Ausgebrannt und überarbeitet; 5. Souveräne Bewältigung; 6. Gemachte Fremdheit.

¹¹ Vgl. a.a.O., 127.

Bereits diese wenigen Hinweise machen deutlich, dass das nur im Sich-Einlassen auf die konkreten Herausforderungen der einzelnen Familien möglich ist und zudem nach einer Vernetzung verlangt. Das gilt auch und gerade für die kirchliche Arbeit. Dabei wird dann auch schnell deutlich, dass die Unterstützung von Erziehungsverpflichtungen zwar wichtig ist, aber dadurch nicht verdeckt werden darf, dass das Koordinierungsproblem für Pflegepersonen in der Familie bisweilen noch schwieriger ist, weil es hier deutlich stärker als hinsichtlich der Erziehungsherausforderungen noch immer an einer staatlichen Unterstützung mangelt.¹²

Wer sich also auf die Herausforderungen in den Familien einlässt, bekommt in neuer Weise den Blick dafür geöffnet, wie Menschen heute ihr Leben leben, wo Potenziale liegen, aber auch worin Herausforderungen bestehen und wo handfeste Probleme zu bewältigen sind. Familien wahrzunehmen heißt, die Einzelnen in ihrer familialen Einbettung und damit in der Gestaltung von für sie sehr bedeutsamen Beziehungen zu sehen. Dabei wird dann auch deutlich, dass es eine wachsende Zahl von Menschen gibt, die für sich selbst die Gründung einer eigenen Familie nicht mehr ins Auge fassen.

Kirche sollte also Familie um ihrer selbst Willen in den Blick nehmen. Familie darf nicht lediglich als Anknüpfungspunkt auf dem Weg zur kirchlichen Gemeinschaft im Sinne heutiger institutioneller Verfasstheit verstanden werden. Vielmehr sollte es darum gehen, offen zu sein für neue christliche Sozialformen. Hier ließe sich von Familie viel lernen.

Christentumsgeschichtlich ist daran zu erinnern, dass vor allem in den ersten Jahrhunderten dem Beisammensein in den Häusern – hier vor allem den gemeinsamen Mahlzeiten – eine große Bedeutung zukam. Interessant dabei ist, dass dies Sättigungsmahlzeiten waren, dass also die Befriedigung elementarer menschlicher Bedürfnisse und die Erfahrung der anbrechenden Gottesherrschaft zusammenfielen. Übersetzt in heutige institutionelle Prägungen ließe sich sagen: Diakonie und Kirche sind hier eins.¹³

„Die Familie braucht Hilfe, aber es ist schwer, ihr zu helfen.“¹⁴ So hat es Franz-Xaver Kaufmann in pointierter Weise formuliert und damit daran erinnert, dass in ein Familiensystem nicht direkt eingegriffen werden kann. Das gilt auch, wenn die edelsten Absichten dahinter stehen. Familie agiert relativ autonom. Auch dann, wenn Angebote bewusst unterstützend profiliert werden, gibt es keine Garantie dafür, dass sie auch wirklich genutzt werden. Insofern ist Familienarbeit immer auch riskante Arbeit. Sie muss sich dem Risiko der Ergebnisoffenheit aussetzen.

Ich komme zum Schluss und knüpfe an die eingangs skizzierte Perspektive an. Wer danach fragt, welche Kirche Familie braucht, kann viel für das Kirchesein lernen, weil man dabei viel über das Menschsein heute lernt. Das Ganze würde noch plastischer, wenn man die familialen Ausgangslagen im Einzelnen genauer anschauen würde, aber das ist im hier vorgegebenen Rahmen nicht möglich. Allerdings wird auch so schon deutlich, dass Familie und Kirche aufs engste aufeinander zu beziehen sind.

¹² Vgl. Andreas Mayert, Mit gutem Beispiel vorangehen: familienfreundliche Arbeitsbedingungen in evangelischen Einrichtungen, in: forum erwachsenenbildung 1/15, 38f., 38.

¹³ Vgl. Christian Grethlein, Abendmahl feiern in Geschichte, Gegenwart und Zukunft, Leipzig 2015, 260.

¹⁴ Franz-Xaver Kaufmann, Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen, München 1995, 164.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die damit gesetzte Perspektive zukünftig deutlich mehr Gewicht gewinnen müssen.

*Prof. Dr. Michael Domsgen, Theologische Fakultät der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg,
06099 Halle/Saale, michael.domsgen@theologie.uni-halle.de.*